



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Neußerer Genüge geleistet. Im übrigen wünsche ich, daß meine Porträtmaler sich auf meinen Paß beschränken. Er lautet folgendermaßen: Augen schwarz, Haare schwarz, Stirn gewöhnlich, Gesichtsfarbe blaß, Nase wohlgeformt, Kinn rund, Mund Mittelgröße, Höhe 4 Fuß 10 Zoll, besondere Kennzeichen: keine.“ —

Wir sehen der Fortsetzung dieser liebenswürdigen Beschreibungen mit großer Theilnahme entgegen.

### Reisebilder.

Federzeichnungen aus den Feldlagern bei Boulogne und Krakau im Jahre 1854.

Von Julius Gundling. Stuttgart, Hallberger. —

Bilder aus Italien. — Von Gisbert Freiherrn Vincke. — Dessau, Kay. —

Die Federzeichnungen geben uns in leichter, ansprechender, mannigfaltig belebter Schilderung die militärischen Zustände der Gegenwart aus den entlegensten Ländern, die großes Interesse verdienen und die Theilnahme des Publicums noch mehr anregen würden, wenn der Verfasser sich etwas einfacher gehalten und seinen Gegenstand nicht gar zu novellistisch behandelt hätte. Denn in solchen Dingen strebt auch das durch die französischen Belletristen verwöhnte Publicum nach objectiver Wahrheit und das glänzendste Darstellungstalent kann nicht für jenes Gepräge schlichter historischer Treue entschädigen, dessen Preis um so höher steigen wird, je seltener es geworden ist. —

Die Bilder aus Italien sind leichte, anmuthige Unterhaltungen, die, ohne sich streng an die gewöhnliche Form einer Reisebeschreibung zu binden, dasjenige hervorheben, was die Phantasie des Verfassers aus irgendeinem Grunde lebhafter beschäftigt hat. —

### W o c h e n b e r i c h t.

**Aus Konstantinopel** den 30. November. — Konstantinopel war in den letzten Tagen kein angenehmerer Aufenthalt als in den vorangegangenen Wochen. Sturm und Regen wechselten miteinander ab, und so unberechenbar zeigten sich die Launen des Wetters, daß man bei Sonnenschein aus seiner Wohnung treten konnte, um nach zehn Minuten bis auf die Haut durchnäßt zu sein. In der Krim ist die Witterung nicht anders gewesen und die allirten Truppen, jedenfalls aber auch die Russen, litten unbeschreiblich darunter. Zu mehren Malen wurden wiederum vom Sturmwind die Zelte in den verschiedenen Lagern umgestürzt und in Balaklava stürzten ganze Häuser zusammen. Den meisten Schaden veranlaßten die Dikane,

welche über den Pontus hinbraukten, den vereinigten Geschwadern selbst. Daß die beiden französischen Linienschiffe: „Pluton“ und „Henry IV.“ verloren gingen, wissen Sie bereits aus meinem letzten Bericht. Neuerdings will man wissen, daß auch der „Alger“ und „Jupiter“ als verloren angesehen werden müßten. Das Journal de Konstantinople hat vorerst nur berichtet, sie seien schwer beschädigt, und da griechische Böswilligkeit hier alles übertreibt, kann man annehmen, daß sie bei dem erwähnten Gerücht ebenfalls ihre Hand im Spiele hatte. Die beiden Linienschiffe „Ville de Paris“ und „Balmy“ sind jedenfalls geborgen; ich sah sie gestern selbst im goldnen Horn vor Anker liegen, und das erstere, einen Dreidecker von 120 Kanonen, ins Arsenal bugfieren, wo er die nothwendigsten Reparaturen erleiden soll. Die Beschädigungen, welche er während der Action vom 19. October erlitten, sind unbedeutender, als man nach Eingang der ersten Berichte vermuthen mußte.

Unter solchen Umständen bietet der innere Kriegshafen von Stambul jetzt einen imposanten Anblick dar, und er ist belebter als er in irgendeiner Epoche vorher gewesen. Soviele Kriegssteamer sah ich noch nie in dem weiten Bassin versammeln. Und im Arsenal lärmt und hämmert man Tag und Nacht, um die Schäden der eingebrachten Fahrzeuge wiederherzustellen. Aber auch Neubauten werden auf diesem großartigen Werft gefördert, und ein mächtiger Zweidecker, welcher sich einstweilen erst als Skelett präsentirt, dereinst aber 84 Stück der schwersten Geschütze und eine Maschine von 750 Pferdekraft führen wird, macht zusehends Fortschritte und dürfte bereits im Mai bereit sein, vom Stapel zu laufen.

So wird denn allmählig die Lücke wieder ausgefüllt werden, welche die Schlacht von Sinope in die Reihen der osmanischen Kriegsmarine gerissen hatte. Ob es indes von einem richtigen Verständniß des Seekriegs und seiner Zukunft spricht, wenn man Dampflinienschiffe baut, anstatt großer Dampffregatten, will ich dahingestellt sein lassen. England und Frankreich thun insofern nicht dasselbe, als sie nur durch Umwandlung ein vorhandenes Material verwendbar machen. Der Duke of Wellington, der Sanspareil, der Ugamemnon und alle neuerdings vielgenannten englischen Schraubelinienenschiffe sind ursprünglich Segler gewesen, und dasselbe gilt von den französischen Liniendampfern; nur den „James Watt“\*) scheint man von Grund aus als Steamship erbaut zu haben. Die Amerikaner befolgten indes neuerdings ein anderes System. Sie ließen ihr Material an Segellinienschiffen (10 Zweidecker und 1 Dreidecker) unberührt und entschieden sich, anstatt sie in Steamer umzuwandeln, für den Neubau von sechs großen Dampffregatten, von denen allerdings die größte jedes bis jetzt existirende Kriegsschiff um etwa siebenzig Fuß an Länge übertreffen wird. Wie gesagt: ich weiß nicht, ob diese amerikanische Methode für die türkische Marine, die von Grund aus neu bauen muß, nicht vorzuziehen gewesen sein würde. Aber unter den obwaltenden Verhältnissen hat man kaum Muße und Gelegenheit gehabt, eine derartige Frage gründlich zu discutiren.

Unter den im hiesigen Arsenal in Reparatur begriffenen Kriegsschiffen befindet sich auch der osmanische Zweidecker Tachrisié. Derselbe war am 17. v. Mts. ebenfalls im Feuer, scheint aber mehr noch von den nachfolgenden Stürmen mitgenommen worden zu sein.

\*) War unter Napier in der Ostsee.

Wir haben seit kurzem zwei Prinzen in unsren Mauern. Am vergangenen Montag langte nämlich, nachdem Prinz Napoleon bereits seit Anfang d. Mts. hier weilte, der Herzog von Cambridge mit Gefolge hier an. Das Journal de Constantinople gibt den Grund seiner Rückkehr nicht richtig an, wenn es versichert: es walteten dabei Gesundheitsrückichten ob. In Wahrheit hat der Prinz sich mit dem britischen Commander in Chief Lord Raglan nicht länger zu stellen vermocht, und wenn ich recht unterrichtet bin, hat er gegen denselben sogar eine Anklage anhängig gemacht. Die bestehenden Zwistigkeiten schreiben sich vom 25. October (Schlacht von Balaklava) her, wo der Herzog im Widerspruch mit Lord Raglan der Ansicht war, man müsse sofort französischen Beistand erbitten, jener aber an dem Entschlusse festhielt: den Strauß allein auskämpfen zu wollen. Wie der Prinz behauptet, sei infolge dieses Starrsinns die britische leichte Reiterbrigade vernichtet worden.

Der Stand der Dinge in der Krim ist schwer zu definiren, indeß machen die darüber hier eingegangenen Nachrichten den Eindruck, als habe er sich zum Besseren gewendet. Einen neuen Halt haben sicherlich die diesseitigen Operationen durch die immerhin bedeutenden Verstärkungen erhalten, welche seit Eröffnung des Feuers (seit 17. October) nach und nach, und namentlich in den jüngsten Tagen, anlangten. Mir lag ein Brief von unterrichteter Hand aus Balaklava vor, in welchem diese Verstärkungen während der ersten Hälfte des Monats November auf etwa 15,000 Mann veranschlagt werden, worunter 10,000 Franzosen.

Die Entschließung des Kaisers Napoleon III., zwei neue Divisionen (Dulac und Salles) nach der Krim zu werfen, hat hier bei den Militärs von Fach den ungetheiltesten Beifall gefunden. Beinahe möchte ich indeß wünschen, daß er über drei, anstatt zwei, disponirt hätte. In diesem Augenblick formirt man in der Krim eine 5. französische Division unter General Paté. Jene beiden unter Dulac und Salles bringen demnach den Effectivbestand der französischen Armee vor Sebastopol auf volle sieben Divisionen, oder, die Division zu 9000 Mann gerechnet, auf 63,000 Mann. Hätte man acht Divisionen, so würde man französischerseits keinen Augenblick zaudern, unter Rücklassung von zwei (Divisionen) vor der Festung, mit den sechs andern einen Schlag im freien Felde gegen die russische Armee unter Dannenberg zu versuchen und es wäre zehn gegen eins zu wetten, daß man sie schnell bis Perekop zurückwerfen würde. Nichts ist verderblicher als Sparsamkeit im unrechten Zeitpunkt.

Wie man hört, sind neuerdings die ins Stocken gerathen gewesenen Belagerungsarbeiten vor Sebastopol wieder aufgenommen worden, dergestalt, daß man am 26. November bereits aus der dritten Parallele, welche auf 400 Metres von der Hauptenceinte abliegt, mit der doppelten Sappe vorbrechen konnte. Haben die Russen, wie die Sage es ihnen zuschreibt, wirklich Minen angelegt, so müssen dieselben nunmehr bald ins Spiel kommen. — Auch an den Batterien ist von französischer Seite weiter gearbeitet worden. Man scheint dazu die Kanonen des gescheiterten „Henry IV.“ verwendet zu haben. Sehr gerühmt wegen ihrer ausgezeichneten Lage wird eine große Batterie in der zweiten Parallele und zwar im Centrum des französischen Angriffs. Sie soll aus 80—90 Feuerschlünden bestehen und General Bizot daran seine Meisterschaft im Placiren der Zerstörungswaffe bekundet haben.

Es verlautet hier durchaus nichts von Operationen an der Donau, wiewol das

Journal de Constantinople vor vierzehn Tagen darauf in den allerbestimmtesten Ausdrücken hingewiesen und einen Angriffsmarsch Omer Paschas gegen die Pruthlinie in nächste Aussicht gestellt hatte. Auch wenn nicht andere Gründe obwalteten, welche die Ausführung des Unternehmens verhindern, würde schon allein die Beschaffenheit der Wege in der Walachei zur jetzigen Jahreszeit sie rein unmöglich machen. Sobald nämlich die herbstlichen Regen eingetreten sind, verwandelt sich das Land zunächst links von der Donau und zwar vom eisernen Thore an bis zur Mündung sozusagen in einen Morast. Infanterie kann zur Noth bis zum Knie im Schlamm wadend passiren, aber Cavalerie und namentlich Artillerie würden unfehlbar stecken bleiben.

Wenn dereinst die Walachei und Moldau von zu jedweder Jahreszeit practicablen Straßen durchschnitten sein werden, wird ein russischer Angriff gegen die Türkei um das Doppelte erleichtert sein. Diese Wegbarmachung wird indeß nicht mehr lange auf sich warten lassen, und es ist mit in Hinblick darauf, wenn mehr und mehr die Forderung sich laut macht: Rußlands Gebiet nach Seite der Fürstenthümer und der Donaumündungen zu beschneiden, damit es aus der wachsenden Kultur dieser Landstriche nicht dereinst Vortheile für die schleunigere Ausführung seiner Eroberungspläne ziehe.

Wiewol es eine gute Regel ist: das Fell des Bären nicht eher zu theilen, bevor dieser erlegt worden, wird dennoch über dergleichen Beschneidungs- oder Theilungsprojecte schon jetzt hier viel geredet. Eine Einengung des Zaren hinter einer Grenze, die der Stromlauf des Dniester bezeichnen würde, erachtet man hier als das geringste Opfer, welches man demselben auferlegen dürfe, und man ist ziemlich einig darüber, daß Oestreich das nächste Anrecht auf diesen Erwerb habe.

Ueber diese letztere Macht und ihre Politik selbst laufen aber die hiesigen Ansichten weit auseinander, und am mindesten stimmen sie mit dem officiellen und officiösen Geschwätz überein, was sich dann und wann, und namentlich seit den letzten Wochen, in gewissen deutschen Zeitungen breitmacht. Woran hier niemand von Herzen glauben will, das ist das Verlangen, sei es Preußens, sei es Oestreichs, eine deutsche Politik zu verfolgen, und ihre Interessen gegenseitig zu stützen. Oestreich — so beliebt man hier zu argumentiren — hat seit 1848 keinen Augenblick aufgehört, mit allen Kräften nach der Oberherrschaft in Deutschland zu ringen, offen wie verdeckt, und es wäre wunderbar, wenn es in diesem Augenblicke dem großen Wendepunkte europäischer und deutscher Geschichte, seinem großen Ziele ungetreu werden sollte. Aber neben dieser deutschen Politik hat es als Großmacht eine universale, die sich dem Orient wie Occident zuwendet, und auf deren Pfaden es der großen Aufgabe zustrebt, dereinst zwischen Mittelmeer und Pontus die Wage des Welttheils zu halten.

Der Staatsmann, welcher zur Zeit Oestreich hier vertritt, ist ohne Frage in diese großen Pläne vollständig eingeweiht, und insofern darf von ihm gesagt werden, daß er sich hier am rechten Plage befindet. Auf angenehmem Posten steht er indeß schwerlich. Wenn einer, so hat er der stürmischen Ungeduld die Stirne zu bieten, und es ereignet sich zwischen ihm und seinen westmächtlichen Collegen kaum eine Begegnung, die ihm nicht empfinden läßt, daß man das Maß des Wartens für vollgemessen erachtet.

Herr von Bruck, obwol, wie jedermann weiß, nicht Diplomat von Fach, ist dennoch für die Probe, welche er hier zu bestehen hat, wie geschaffen, und wiewol man ihm, seiner anderweitigen Talente wegen, einen andren Wirkungskreis wünschen muß, unterliegt es dennoch keiner Frage, daß er den hiesigen ausfüllt. Er ist arbeitsam, und die Tage sind gezählt, in denen er nicht die meisten Stunden den Geschäften widmet. Sein Privatsecretär, Isidor Heller, wird mir als seine rechte Hand bezeichnet, wiewol, im Gegensatz zu andren Herren, Baron von Bruck nicht die Gewohnheit habe, fremde Hände für sich arbeiten zu lassen. Früher war, wie es hieß, der Oekonomist Kieselbach für diesen Posten bestimmt gewesen.

Im Augenblick, wo ich meinen Brief schließen will, dröhnen alle Fenster meiner Wohnung unter den Schlägen eines furchtbaren Sturmwindes aus Nordost. Derselbe wird leider wieder enorme Verheerungen auf dem schwarzen Meere anrichten. Der Himmel ist bedeckt und über Land und See hängt jene graue Dämmerung, welche die winterlichen Nebeltage im Norden auszeichnet, hier am Bosporus aber zu den seltenen Erscheinungen gehört.

— — 3. December. Das Gros der nach hier eingegangenen Nachrichten jüngst in Marseille und Toulon eingeschifften beiden französischen Divisionen Dülac und Salles ist immer noch nicht im Bosporus angelangt. Die gewaltigen Stürme, welche in den letzten zwei bis drei Wochen nicht nur den griechischen Archipel und den Pontus, sondern auch das weite Bassin des Mittelmeeres durchtobten, mögen Veranlassung zu dieser auffallenden und, wie die Dinge nun stehen, durchaus nicht wünschenswerthen Verspätung gegeben haben. Möglich, daß durch sie die Führung des großen bezweckten Entscheidungsschlages gegen Sebastopol um neue acht oder vierzehn Tage aufgeschoben werden wird. Als der Kaiser den Marsch der beiden erwähnten Divisionen nach der Provence anbefahl, geschah es wol in der Hoffnung, daß dieselben noch vor dem 2. December zur Stelle sein und für diesen Tag die Streitkräfte des Generals Canrobert auf die nothwendige Höhe bringen würden, um einen allgemeinen Sturm gegen den Platz wagen, und gleichzeitig die russischen mobilen Kräfte außerhalb der Festung im Zaum halten zu können. Möglich, daß gestern dennoch, und zwar ungeachtet die Truppen der Verbündeten sich immer noch in numerischem Mißverhältniß zu den Russen befinden, irgendein ernsterer Angriff zur Ausführung gekommen ist, um damit den bedeutungsvollen Tag zu feiern, der zu dem Gegner eine directe Beziehung hat. Indeß, wie auch der Maßstab sein mag, nach welchem die Operation angelegt wurde: einen weitgreifenden Erfolg kann man ihr im voraus nicht beimessen, weil es noch an den nothwendigen unerläßlichen Kräften zu fehlen scheint, um einen solchen nicht nur zu erringen, sondern auch festzuhalten. Es wäre aber selbstredend durchaus nutzlos und dem Fortgang der Gesamtangriffsbewegung durchaus nicht vortheilhaft, wenn man mit stürmender Hand sich eines Theils der Stadt bemächtigte, um sie darnach wieder verlassen zu müssen.

Gestern feierte man hier mit einem inmitten der obwaltenden Verhältnisse immerhin auffallend erscheinenden Pomp den Geburtstag des Propheten. Ich war nicht ausgegangen, um den Aufzug des Großherrn zu sehen, und kann mithin über denselben nichts berichten. Aber der Donner der verschiedenen unausbleiblichen

Artilleriefalven klingt mir noch in den Ohren. Man kann behaupten, daß kaum in einer anderen Hauptstadt der Welt, auch in der Umgegend Berlins nicht, wenn die Garden im Herbst im Feuer zu manövriren pflegen, eine solche Verschwendung mit Schießpulver getrieben wird. Und dennoch ist seit Ausbruch des Krieges dieser Luxus, — was sehr rühmlich erscheinen muß — im Abnehmen.

Den Türken galt es als eine gute Vorbedeutung und als eine Kundgebung der Gunst des Himmels — an der übrigens der echte Muselman keinen Augenblick lang zweifelt, denn die Bekenner des Islam sind ihm, den anderen Völkern gegenüber, die Ersterwählten und Bevorzugten Gottes — daß am Schluß einer Woche voll Sturm und Nebel und sündflutlicher Regengüsse das Wetter sich gestern aufgeklärt hatte und den ganzen Tag lang ziemlich heiter verblieb. Heute weht wieder ein orkanähnlicher Südwind, und dann und wann öffnen die blaugrauen Wolken ihre Schleißen, um, freilich nur für Augenblicke, das Terrain mit rieselnden Regenbächen zu durchfurchen. An solchen Tagen sieht das goldene Horn, der weite Hafen von Stambul, lehmbraun aus; die Fluten des Bosporus, die sonst so azurblau leuchten, sind durch einen weitgedehnten breiten Schaumgürtel vom Ufer, diesseits wie jenseits, geschieden, und am Leanderthurm, wie bei Moda Burnu, und an der Saremkuelle, nahe der großen Kaserne von Skutari, erhebt sich eine beinahe haus hohe Brandung.

Nachdem der Besuch und Gegenbesuch zwischen dem Sultan und dem Prinzen Napoleon ausgetauscht worden, hat weiter keine Berührung zwischen dem osmanischen Souverän und dem Better seines hohen Verbündeten stattgefunden. Dagegen war der Herzog von Cambridge jüngst im Palais von Tschiraghan, und, wie nicht zu bezweifeln steht, wird der Padischah diese Visite erwidern. Man ergötzt sich hier an dem Zusammentreffen der Abreise der beiden Prinzen Napoleon und Cambridge nach Konstantinopel mit der Rückkehr der beiden Großfürsten Nikolaus und Michael aus der Krim nach St. Petersburg.

Abdul Medschid legte in den letztvergangenen Wochen ein großes Interesse an den Verschönerungsbauten an den Tag, die in verschiedenen seiner Paläste an den Gestaden des Bosporus (zu Tschiraghan, Beschiktasch, Dolma Bagdsche und Beglerleg) zur Zeit vorgenommen werden. Im wesentlichen beruhen sie auf Ersetzung der gewöhnlichen Dielenfußböden durch Parquets. Der Anfang mit dieser Neuerung wurde im Palais von Beschiktasch gemacht, und zwar wurden daselbst vorerst sechs Zimmer parquettirt, die der Monarch so ausgezeichnet fand, daß er auch in Tschiraghan mit der Arbeit sofort beginnen ließ.

Die Wohnzimmer des Sultans in seinen Bosporuspalästen sind ziemlich einfach eingerichtet. Vordem lag im Winter einer jener köstlichen Smyrnaer Teppiche durch das ganze Gemach hin, die man hier mit enormen Summen bezahlt, und deren unverwüßliches, in den hellsten Farben schimmerndes Gewebe die Dicke eines Daumens hat. Aber im Sommer war ein solcher Fußboden zu warm, und wurde dann durch Matten aus Cham (Syrien) von der feinsten Arbeit ersetzt. Nunmehr ist dies abgeändert, und der Großherr schreitet auf Parquets einher und hat über diese hin im Winter englische Teppiche gebreitet. Die Möbeln bestehen aus zwölf Lehnstühlen und zwei oder vier modernen Sophas. Auf dem Kaminsteine, oder in der Mitte eines den Hintergrund des Zimmers einnehmenden Tisches stehen Spiel-

uhren und allerhand jenes Geräthes, womit man sonst auf Titelvignetten den Inhalt eines gelehrten Buches anzudeuten pflegte, und durch welches man hier den Culturfortschritt darzustellen beabsichtigt.

Wenn ich recht unterrichtet worden bin, hat nun endlich der Lord, wie man hier kurzweg den britischen Gesandten nennt, sein Sommerpalais in Therapia mit dem stattlichen Hotel auf der Westseite des Berahügels vertauscht. Zwischen ihm und dem commander in chief in der Krim soll nicht eben das freundlichste Einvernehmen bestehen, und man kann vielleicht hieraus den Schluß ziehen, daß Lord Stratford und der Herzog von Cambridge sich um so besser zu stellen wissen werden.

Die Verhältnisse sind nicht darnach angethan, um zwischen den Vertretern der Großmächte im allgemeinen hier einen intimeren geselligen Verkehr bestehen zu lassen. Nach wie vor stehen sich der britische und österreichische Botschafter argwöhnisch und mißtrauisch gegenüber, und dieselbe Kluft scheint den preussischen von beiden zu scheiden. Dieser letztere bewohnt übrigens nach wie vor sein unscheinbares Häuschen in der Arnautkaj, und dürfte auch in diesem Winter dort verbleiben. Von der nahen Saison hat man die Ansicht, daß sie nicht glänzend werden wird. Lord Stratford wird dies Mal kaum repräsentiren (was er übrigens auch im vergangenen Jahre nicht gethan hat) und ob Herr von Bruck, nachdem er im vorigen Winter äußerst glänzende Feste gegeben, dieselben im kommenden wiederholen wird, steht noch sehr dahin.

Inzwischen hat sich hier eine Sängertroupe eingefunden und wöchentlich zu mehren Malen öffnen sich wiederum die Räume des hiesigen Theaters, die Leistungen sollen jedoch wenig zufriedenstellend sein.

7. December. Seit gestern herrscht hier ein militärisches Gewühl, wie es nach den Tagen der Einleitung des Kriegs nicht dagewesen ist. Der Eingang des Bosphorus und das weite Bassin des goldenen Horns wimmeln von Kriegs- und Transportschiffen — der Flagge nach zu urtheilen meistens französischen. Auf den Straßen stößt man nicht nur alle Augenblicke auf Soldatengruppen, nein, man geht sozusagen durch ein dichtes Gedränge von Infanterie, Artillerie und, was auffallen kann, von Husaren, Dragonern und schwerer Reiterei. Auch Tunis scheint aufs neue ein bedeutendes Contingent gesendet zu haben. Desgleichen sieht man Zuaven aus Algerien und eingeborne afrikanische Reiter von ebendorther.

Die Truppen scheinen heute und morgen hier Ruhetag zu halten nach langer stürmischer Seefahrt, denn das mittelländische Meer war in den beiden letztvergangenen Wochen stark erregt. Uebermorgen wird sich alles wieder an Bord verfügen und man wird dann mit aller Macht von Dampf und Segeln gen Balaklava steuern.

**Wiener Wandereien.** — 18. December. Es ist ein Glück, daß wir so mildes Wetter haben. Die Lieferanten der Krimarmee kaufen uns alle Winterkleidung auf und die Wölfe, welche mit den Russen heulen, werden bald keine Schafpelze mehr finden, sich darein zu hüllen. Und wahrlich, solcher Wölfe haben wir noch genug unter uns. In den letzten Tagen, als der Allianzvertrag officiell

verkündigt wurde, konnte man sie grimmiger als je in den Salons und in den öffentlichen Localen, soweit es sich mit der Decenz vertrug, heulen hören. Sowenig entschieden auch der Allianzvertrag den nahen Bruch Oestreichs mit Rußland hervorhebt, so ist doch schon die Thatsache, daß eins der eifrigsten Glieder der alten heiligen Allianz sich von dem letzten Reste der Tradition losragt, welche die Politik eines halben Jahrhunderts beherrschte, ein Greuel in den Augen unsrer Altösterreicher. Daß die habsburgische Erbmonarchie mit dem jungkaiserialichen Frankreich und mit dem Palmerstonschen England zusammengehen könne und noch dazu gegen den alten Hort der europäischen Ordnung, dies ernsthaft zu glauben ist jenen Herren ganz unmöglich. Daher die offene Entrüstung derselben über die Leiter unsrer Staatsgeschäfte und das unermüdliche Bestreben, wo sie es nur durch geheime Einflüsse vermögen, der Sachlage, wenn auch nur auf einen kurzen Moment, eine andere Wendung zu geben und zum mindesten der öffentlichen Meinung ein Paroli zu bieten. Solchen Einflüssen muß es wol zuzuschreiben sein, daß ein hiesiges Journal, das als der eifrigste Vorkämpfer der antirussischen Politik galt und in allen Kreisen, besonders aber in aristokratischen und militärischen, wegen seiner entschiedenen Haltung in der Tagesfrage sehr beliebt war, wir meinen den „Lloyd“, in der vergangenen Woche plötzlich für unbestimmte Zeit suspendirt wurde. Allerdings war der zuletzt incriminirte Passus eines Leitartikels direct gegen die monarchische Gewalt im allgemeinen gerichtet; aber gewiß ohne Absicht und Willen des Verfassers, dessen Loyalität sich hinreichend bewährt hat. Das Publicum hatte, wie gewöhnlich bei solchen Preßgeschichten, dem Passus gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, bis es durch das Verbot darauf hingewiesen wurde. Man war allgemein erstaunt, daß grade in diesem Momente, wo die Annäherung an die westmächtige Politik so vollendet schien, dem „Lloyd“, dem ältesten Bundesgenossen Napoleon III. in Oestreich, dem kühnsten Verfechter und Verbreiter der neuoestreichischen Staatsideen, so scharf an den Leib gegangen wurde. Das gänzliche Aufhören des Blattes wäre ein harter Schlag für die noch so junge, wenig gekräftigte Presse Oestreichs. Und deshalb hoffen wir auch, daß das Verbot nur ein vorübergehendes sein werde. Gleichsam zum Ersatz für die eben entstandene Lücke unsrer Tagespresse trat zufällig in diesen Tagen ein neues großes Journal „Die Donau“, herausgegeben von G. v. Schwarzer, ans Tageslicht. Bis jetzt liegen zwei Nummern des Blattes vor uns, welche durch ernste Haltung, einige gute Revuen und durch eine sehr elegante Ausstattung mindestens ein eifriges Streben der Redaction, das Beste zu leisten, erkennen lassen. In den Beilagen sollen fortlaufende Aufsätze wissenschaftlichen und literarhistorischen Inhalts Raum finden. Wie man vernimmt, haben bedeutende auswärtige Kräfte, besonders der deutschen Professorenwelt, dem Herausgeber „der Donau“ ihre bleibende Mitwirkung zugesagt. Unsere einheimischen Gelehrten sind leider noch immer in dem alten Standesdünkel so befangen, daß es erst der Autorität fremder Namen bedarf, um sie zu einer Theilnahme an den volksthümlichen Bildungsmitteln der Presse zu bewegen.

Eine andere neue Erscheinung, welche in unsrer Journalistik auftritt, ist eine historischpolitische Wochenschrift des als östreichischer Geschichtschreiber bekannten Dr. Heinrich Meinert. Der Titel der Wochenschrift heißt wörtlich: Die Jetztzeit, Immerwährendes Conversationslexikon u. s. w. u. s. w. Die Probenummer be-

ginnt mit einer „Unparteiſchen Geſchichte“ des orientaliſchen Krieges und zwar: „Erſter Artikel: Grundanläſſe und Symptome“ der jetzigen Verwicklungen. In dieſem Stile iſt auch das ganze, ſonſt recht verdienſtliche Material der Wochenſchrift gehalten. Im Feuilleton beginnt eine pikante Erzählung, welche mit ſeltner Taktloſigkeit den noch lebenden und zwar in öſtreichischer Gefangenſchaft und kriegsrechtlicher Unterſuchung befindlichen Dr. Schütte neben dem todtten Robert Blum den Leſern vorführt. — Unſre Concertſaiſon hat nun in aller Glorie begonnen. Sie bringt eine Reihe von größern Aufführungen claſſiſcher Muſik und ſoll uns in den Quartettſoireen mit den Werken neuerer Componiſten im Fache der Kammermuſik bekannt machen. Auch die Vertreter der modernen Richtung, Berlioz, Wagner, Schumann ſollen nun dem Urtheile der ſonſt ſo renommirten Wiener Kunſtwelt unterworfen werden. Von Virtuoſen par excellence ſind vorläufig angemeldet: Clara Schumann, Marie Wieck, Arabella Goddard, Rubiſtein und Wilhelmine Clauß. Wir ſind alſo in dieſem Genre ſo wohlverſorgt wie jedes Jahr. Trotz Krieg und Theurung wird ſich Wien noch einige Gulden für muſikaliſche Genüſſe erübrigen.

**Literatur.** — Papſtthum und Chriſtenthum, oder Beweis, daß das moderne Papſtthum, innerhalb der chriſtlichen Kirche, keinerlei Berechtigung habe. Der geſamten Chriſtenheit zur Beherzigung, von G. A. Wimmer, Prediger. Bremen, Schönemanns Buchhandlung. — Die Schrift iſt veranlaßt durch folgenden Artikel des Univerſ: „der heilige Vater hat beſchloſſen, gegen Ende October die Biſchöfe aller Nationen in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt zu verſammeln, um Berathungen über die unbeſleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria beizuwohnen. Ohne Zweifel ſollen ſie auch an der Verkündigung der dogmatiſchen Beſtimmungen theilnehmen. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der achte December dieſes Jahres die Erfüllung des allgemeinen Wunſches bringt, und der unfehlbare Mund der Kirche die Empfängniß Marias feierlich für unbeſleckt erklärt. Man weiß, was die Heiligen der letzten Zeitalter und die allgemeine Meinung von der Erklärung erwarten. Der Friede der Welt und der Sieg der Kirche ſollen der Lohn für dieſe höchſte, der Königin der Jungfrauen erzeigte Ehre ſein. So ſüße Hoffnungen werden nicht getäuſcht bleiben. Laßt uns inbrünſtig beten, daß dem Statthalter Chriſti nichts entgegentrete, oder eine Freude verzögere, nach welcher die katholiſche Welt ſich ſo innig ſehnt!“ — Der Verfaſſer iſt durch dieſes Factum in eine Aufregung verſetzt, die eigentlich keinen rechten Grund hat. Wir können die inneren Angelegenheiten der katholiſchen Kirche, die unbeſleckte Empfängniß wie den heiligen Rock, ganz ruhig dem Belieben unſrer Glaubensverwandten überlaſſen, die Haltung unſrer eignen Kirche wird dadurch nicht alterirt werden. Wenn der Papſt ein neues Dogma aufſtellt, und die katholiſche Kirche darauf eingeht, ſo können wir damit zufrieden ſein, da wir der ſichtbaren katholiſchen Kirche nicht angehören. Die Macht des Papſtes an und für ſich hat keinen Einfluß auf unſre Exiſtenz; wol aber wäre es der Mühe werth, die Art und Weiſe, wie von Seiten unſrer Staatsgewalt in den Concordaten die Autorität des Papſtes als einer geiſtlichen Macht, mit der man unterhandeln kann, noch immer anerkannt wird, ernſthaft in Erwägung zu ziehen, da von jener Seite uns durchaus keine Anerkennung zu Theil wird. Die Frage, ob Concordate durch ein Staatsgeſetz ohne Betheiligung der Curie abgeändert werden können, wird ſich früher

oder später aufdrängen; nur wünschten wir, daß sie alsdann nicht im Kreise der einzelnen Staaten, sondern im Umfang des ganzen Bundes behandelt würde. Eine deutsche Nationalkirche herzustellen, ist nicht wohl möglich und vielleicht auch nicht einmal wünschenswerth; aber ein organisches Grundgesetz über das Kirchenrecht für den Umfang des ganzen deutschen Reichs ist ein so dringendes Bedürfniß, daß weder die augenscheinlichen Schwierigkeiten, noch die vermeintliche Unfähigkeit unsrer Zeit zur Gesetzgebung auf die Dauer das Zustandekommen derselben verhindern werden. — Das angeregte Concil hat einen erfreulichen Fortgang gehabt. Angeregt von dem unvergänglichen Geist der Kirche und bestärkt durch das Licht sovieler versammelten Kirchenweisen, hat der heilige Vater es zur allgemeinen Befriedigung verkündigt, daß die Jungfrau Maria nicht nur unbefleckt empfangen hat, sondern daß sie auch unbefleckt empfangen ist. Die Feststellung dieses wichtigen Factums wird gewiß der katholischen Kirche zur allgemeinen Erbauung dienen. Unsrer protestantischen Freunde aber möchten wir ermahnen, nicht etwa in byzantinische Gelüste zu verfallen und in das Geschrei: *Homusios* oder *Homoiusios* auszubrechen. Die theoretische Wichtigkeit jener Feststellung wollen wir nicht bestreiten, aber die praktische ist nicht sehr erheblich, und wenn die Kirche mit ihren Entdeckungen noch weiter in das Geschlechtsregister hinaufsteigen, wenn sie den Makel des Sündenfalls auch der Großmutter der Jungfrau nehmen sollte, wie der Mutter, so wollen wir diese tiefen Geheimnisse schweigend verehren und uns nicht in eine Polemik einlassen, für die unsre Sprache doch nicht mehr die angemessenen Begriffsbestimmungen finden dürfte. —

Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte von Montanus. Erstes Bändchen. Die deutschen Volksfeste und Volksbräuche. Iserlohn und Elberfeld, Julius Bädcker. 1854. — Der Theil unserer Literatur, welcher sich mit der Darstellung von Sitten, Sagen und Gebräuchen der deutschen Vorzeit beschäftigt, ist in neuerer Zeit sehr ansehnlich angewachsen; indessen sind diese Sammlungen meistens mehr für das Studium des wissenschaftlichen Forschers, oder für die Neugierde des Liebhabers von Curiositäten eingerichtet, als für das größere Publicum, welches unmöglich an der endlosen Wiederholung gleichmäßiger oder wenigstens sehr verwandter Geschichten ein Behagen finden kann. Deshalb sind kürzer gefaßte Sammlungen, die das Wesentliche von dem Unwesentlichen scheiden, und die auch durch ihre Form einen angenehmen Eindruck erstreben, sehr lobenswerth und verdienen allgemeine Verbreitung. So hoffen wir denn auch, daß die ansprechenden Schilderungen der verschiedenen deutschen Volksfeste und ihre historisch-mythologische Erläuterung allgemeinen Beifall finden wird. —

**Aus Leipzig.** — Unter allen Ereignissen der letzten Woche hat wol keines ein so allgemeines Befremden erregt, als die Erklärung, die Lord Russell im Parlament über das österreichische Bündniß abgab. Wenn die Regierungen zweier mächtigen Staaten soeben einen Vertrag abgeschlossen haben, der zwar noch nicht vollständig bindend ist, der aber eine nahe bevorstehende Offensiv- und Defensivallianz in Aussicht stellt, so ist es wol unerhört, daß der Minister des einen dieser Staaten sich in wegwerfenden Ausdrücken darüber äußert, umso mehr, wenn einen

Tag zuvor die Thronrede ein großes Gewicht auf den Abschluß desselben gelegt hatte. Niemand konnte eine solche Erklärung gelegener kommen, als den Anwälden der russischen Politik in Deutschland, die nun das alte Märchen von der Unbeständigkeit Oestreichs und von der Abweigung des Kaisers gegen einen ernsthaften Conflict mit Rußland mit einem größeren Anschein von Wahrhaftigkeit als gewöhnlich wieder aufstischen konnten. Seitdem ist aber der Wortlaut des Vertrages publicirt, und jeder Unbefangene kann daraus abnehmen, daß der edle Lord zu seinen Anschuldigungen nicht den geringsten Grund hatte. Zwar vermessen wir in dem Vertrage allerdings einen sehr wesentlichen Punkt, nämlich die Einigung der drei Mächte über die Art und Weise, wie sie die vier Garantien verstehen wollen; eine Einigung, die für den Fortgang der demnächst zu eröffnenden Unterhandlungen sehr wesentlich war. Allein wir müssen bedenken, einmal, daß Oestreich allen Grund hatte, einen unmittelbaren Angriff Rußlands für den Lauf des Winters zu vermeiden, sodann, daß es auf Preußen Rücksicht nehmen mußte, dessen Beitritt trotz des Schwankens seiner bisherigen Politik durch die innere Nothwendigkeit der Ereignisse allmählig zu erwarten ist, das aber gewiß nicht beigetreten sein würde, wenn es sich von vornherein auf alle Anforderungen der Westmächte hätte verpflichten müssen. Die Stellung, die also Oestreich in dieser Beziehung in dem Vertrage eingenommen hat, ist durch die Natur der Dinge geboten und im übrigen lautet der Vertrag so entschieden, als wir nur wünschen können, so entschieden, daß namentlich der Kaiser von Rußland, der seine Annahme der vier Garantiepunkte bereits einige Tage vor Abschluß desselben hatte notificiren lassen, über die Tragweite desselben keinen Zweifel haben kann. Von französischer Seite ist die Wichtigkeit des Vertrags auch vollkommen gewürdigt, und es bleibt uns nur übrig, anzunehmen, daß der edle Lord bei jener Erklärung wieder einmal in eine jener Uebereilungen verfallen sei, die ihm trotz seines hohen Alters noch immer ein liebenswürdiges jugendliches Ansehen geben.

Was Oestreich betrifft, so müssen wir bei dieser Gelegenheit die Bemerkung einschalten, daß wir in unserm vorigen Heft den Bemühungen der gegenwärtigen Regierung, das System der Erziehung auf norddeutschen Fuß zu bringen, nicht genug Rechnung getragen haben. Es sind uns darüber neuerdings Informationen zugegangen, deren ausführlichere Mittheilung wir uns vorbehalten.

Die Haltung des englischen und französischen Volks in dem Drang der kriegerischen Ereignisse ist über alles Lob erhaben, und wenn wir uns auch eines gewissen Neides gegen diese bevorzugten Nationen nicht erwehren können, so liegt doch etwas sehr Tröstliches in der Ueberzeugung, daß unsre Zeit noch nicht, wie man zuweilen behauptet, ganz in Schlassheit versunken ist. Daß unter diesen Umständen die Schriftsteller beider Völker, durchdrungen von dem Heldenmuth ihrer Truppen, uns Deutsche mit den heftigsten Vorwürfen überhäufen und übertriebene Anforderungen an uns stellen, finden wir sehr natürlich, ohne darum die Gerechtigkeit dieser Anforderungen und Vorwürfe in vollem Umfange anzuerkennen. Daß die deutschen Regierungen in den Krieg sich nicht früher eingelassen haben, bis England und Frankreich soweit in denselben engagirt waren, um nicht mehr zurückgehen zu können, das finden wir ganz in der Ordnung: durch welche Bemerkung wir freilich eine Politik nicht rechtfertigen wollen, die mit einem gewissen Selbstgefühl

sich dem abstracten Princip des Abwartens hingibt, und ohne einen eignen bestimmten Willen zu haben, den durchzusetzen sie all ihre Kräfte aufbieten würde, auf irgendein unvermuthetes Ereigniß sich verläßt, das ihr vielleicht einen bestimmten Gang vorzeichnen könnte. Wir haben schon mehrmals daran erinnert, daß Preußen sehr unrecht thäte, wenn es in den Krieg ginge, ohne einen bestimmten Vortheil für sich und für Deutschland in Aussicht gestellt zu sehen, und wir haben auch das gerechte Verlangen, das Deutschland stellen konnte, präcisirt, nämlich die Revision des Londoner Protokolls über die Erbfolge in Schleswig-Holstein. In dieser Hinsicht ist wieder ein sehr günstiger Moment ungenutzt vorübergegangen. Ein höchst unpopuläres, dem russischen Einfluß zugängliches Ministerium hatte das dänische Volk seiner Regierung entfremdet, und dieser Regierung gegenüber hätten sich die Westmächte wol zu Zwangsmaßregeln verstanden, wenn sie damit den Beistand Deutschlands erkaufen konnten. Jetzt liegt die Sache anders. Es ist eine Partei am Ruder, die wir zwar bekämpfen müssen, weil sie gegen uns Deutsche die feindlichste Gesinnung hegt, der wir es aber nicht absprechen können, daß sie in Dänemark höchst populär ist, und daß sie mit Rußland nichts zu thun hat. Durch diese veränderten Umstände ist die Durchführung unsrer Ansprüche sehr erschwert; unmöglich geworden ist sie aber keineswegs, denn es käme darauf an, sich mit den Eiderdänen zu verständigen in der Weise, wie es zu Anfang des Krieges im Jahre 1848 von England versucht worden ist. Die Interessen des deutschen Volks in Schleswig-Holstein und die Interessen Deutschlands fallen nicht ganz zusammen, und es darf keineswegs die einseitige Hervorhebung des einen Moments bei der Erwägung dieser Frage den Ausschlag geben, an der unsre ganze Zukunft hängt.

Die Hauptsache ist für jetzt, daß der Krieg trotz aller Friedensunterhandlungen seinen ununterbrochenen Fortgang hat und daß an ein Aufgeben des Unternehmens gegen Sebastopol keineswegs gedacht wird. Wir hoffen im Laufe des nächsten Jahres unsern Lesern ausführliche Berichte vom Kriegsschauplatz zu geben, da unser Berichterstatter aus Konstantinopel, dessen Sachkenntniß allgemein gewürdigt wird, sich in das Lager der Allirten begeben hat. — Wir benutzen diese Gelegenheit, um eine kleine Schrift zu empfehlen, die zur Orientirung des Publicums über den Gang der orientalischen Verwicklungen bestimmt ist. Es ist die Fortsetzung der Illustrirten Conversationshefte, die in Leipzig bei Vork erscheinen und einen historischen Abriss bis zu der Zerstörung der türkischen Flotte bei Sinope geben.

Den trübsten Eindruck unter den gegenwärtigen Umständen macht auf uns, wie wol auf alle, die an den Zeitbegebenheiten theilnehmen, die Haltung Preußens. In der Revue des deux mondes vom 1. December ist ein sehr ausführlicher Artikel darüber, der von dem Redacteur dieser Revue unterzeichnet und vielleicht auch überarbeitet worden ist, der aber seinen Ursprung offenbar einer in das innerste Leben des preußischen Staats eingeweihten Feder verdankt. Freilich ist die Darstellung zum Theil von der Art, daß sie in der deutschen Presse nicht wohl wiedergegeben wäre. Sie muß als Material für die künftige Geschichtschreibung aufbewahrt bleiben. Aber schlimmer noch als die Haltung der Regierung erscheint uns die Haltung der Kammern. Wir haben die Berichte unsres Berliner Correspon-

dentem zurückgelegt, weil sie einzeln genommen einen gar zu trübseligen Eindruck machen; wir werden sie seiner Zeit in der Form eines Tagebuchs nachliefern. Man wird uns zwar einwenden, die preussischen Kammern seien nicht der wahre Ausdruck des preussischen Volks; allein einmal können wir das nur theilweise zugeben, sodann ist auch alles Repräsentativwerk unnütz, wenn nicht in Zeiten einer großen Gemüthsbewegung im Volk alles, was sich nicht künstlich in ein einseitiges Princip verstockt, gewaltsam mit fortgerissen würde. Daß dies in den preussischen Kammern, deren große Majorität aus wohlgesinnten und von preussischem Patriotismus aufrichtig durchdrungenen Männern besteht, nicht der Fall gewesen ist, daß der Binkesche Adressentwurf nicht eine große Majorität gewonnen hat, das ist ein hinreichendes Zeichen dafür, daß sich in Preußen eine öffentliche Meinung noch nicht mit moralisch zwingender Gewalt entwickelt hat. Wir müssen diese Thatsache, die für ganz Deutschland unheilvoll ist, constatiren, so schwer es uns auch persönlich fällt.

Nun aber noch ein Wort, um nicht das Jahr mit allzutrüben Betrachtungen zu schließen. Bei unsrer Lectüre der Geschichte sind wir gewohnt, die Thatsachen in großen Zügen in Frescomalerei aufzufassen, wodurch sie erst je einen dramatischen Eindruck auf uns macht, der verloren geht, sobald wir sie ängstlich in ihre einzelnen Bestandtheile auflösen. Wir, die wir mitten in einer Zeit leben, die einen großen Anlauf nimmt, können sie allerdings nicht in so kühnen Umrissen anschauen, denn wir erleben sie von Tag zu Tag, und jeder Tag bringt neue Sorgen, neuen Verdruß, neue Enttäuschungen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß dies zu allen Zeiten ähnlich gewesen ist, daß den Kleinlichkeiten der einzelnen Menschen gegenüber ein Etwas steht, was die Religiösen Vorsehung, die Philosophen die immanente Vernunft der Dinge nennen, und daß manche Flamme, die bei ihrer völligen Entfaltung einen glänzenden Schein verbreitet, durch langweilige, mühsame und verdrießliche Mittel hervorgerufen werden mußte.

Und mit diesem Trost, der darum noch kein unwahrer ist, daß wir ihn als einen deutschen Trost bezeichnen müssen, wünschen wir unsern Freunden und Lesern ein fröhliches Neujahr.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.

---

### **Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.**

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzböten** den **XIV. Jahrgang**. Die unterzeichnete Verlags-Handlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

**Leipzig**, im December 1854.

**Fr. Ludw. Herbig.**





